

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 170 (1897)

Rubrik: Das Bernbiet ehemals und heute

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Bernbiet ehemals und heute.

(Fortsetzung. Vgl. Hinfender Bote 1895.)

Nach Westen hat das Amt Schwarzenburg einen Ausläufer in den Kanton Freiburg hinein, es ist die Gemeinde

Abligen,

deren Kirche an sonnigem Bergabhang weit hinaus ins Land leuchtet. Der Ort gehörte ehemals zur Herrschaft Grassburg und wird 1148 zuerst erwähnt. Anno 1485 erlaubte der Rat zu Bern dem Ammann von Abligen, daselbst eine Kapelle zu bauen, welche den Aposteln Petrus und Paulus geweiht und der Kirche von Überstorf als Filial zugeteilt wurde. Nach der Reformation wurde 1538 durch Vergleich zwischen Bern und Freiburg Abligen von Überstorf abgetrennt und zur eigenen Pfarrei erhoben. Die gegenwärtige Kirche stammt von 1823 und wurde mit einer Staatsubvention von 4000 alten Franken erbaut; die Orgel ist von 1813. Der Weg von Abligen nach Bern und Schwarzenburg führt durch die tiefe malerische Schlucht der Senje. Zum Schönsten, was ein Naturfreund ohne große Anstrengung von Bern aus sich gönnen kann, ist eine Fuxtour auf die prächtige Ruine Grassburg (vergl. Hinfender Bote 1895) und von da über Abligen und das große freiburgische Dorf Überstorf mit Schloß und schöner Kirche hinunter nach Flamatt und Neueneck, von wo ihn das Dampfroß rasch in seine Heimat zurückbringt.

Bevor wir in die höhere Region des Schwarzenburger Amtes emporsteigen, machen wir einen halbstündigen Abstecher in östlicher Richtung nach dem Dörfchen

Elisried.

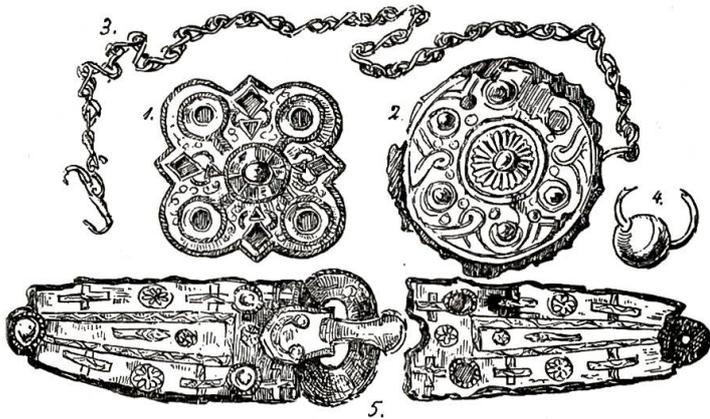
Der Ort hat in den Kreisen der Altertumsforscher eine gewisse Berühmtheit erhalten, weil daselbst eines der größten Gräberfelder aus der Zeit der Völkerwanderung aufgedeckt wurde. Es liegt auf einer Hochebene von zwei Kilometer Länge und einem Kilometer Breite und ist von den drei Schluchten des Burgbachgrabens, des Schwarzwassers und Lindenbachgrabens umgeben. In der nordwestlichen Ecke derselben liegt Elisried und westlich davon der Weiler Brünnen. Es war eine alte Sage bei den Landleuten,

daß hier zur Römerzeit eine Stadt gestanden habe. In der That steht am Zusammenfluß von Lindenbach und Schwarzwasser, auf einem nach zwei Seiten senkrecht abfallenden Felsen, ein halbkreisförmiger Wall von 30 Meter Durchmesser und 3—4 Meter Höhe, auf welchem rohes Mauerwerk zum Vorschein gekommen ist. Wahrscheinlich war hier eine römische Warte. Auf der Ebene sind römische Leistenziegel und eine Goldmünze gefunden worden. Schon im vorigen Jahrhundert stieß man auf ein Grab. 1830 wurden Nachgrabungen gemacht, aber ohne Erfolg.

Da stieß man im Frühjahr 1884 bei Brünnen neuerdings auf ein gemauertes Grab, das zu ungeahnten Entdeckungen führen sollte. Der Besitzer hatte etwas tiefer gepflügt und geriet auf einen Sarkophag (Steinsarg) aus Tuffstein, der mit Sandsteinplatten bedeckt war. Vom Regierungsstatthalter von Schwarzenburg wurde die Erziehungsdirektion benachrichtigt und nun wurden unter der Oberleitung des Archäologen Dr. Edmund v. Fellenberg und unter Aufsicht von Oberlehrer Weisegger in Tänlen regelrechte Ausgrabungen veranstaltet, die schöne Ergebnisse lieferten. Grab um Grab fand sich aneinandergereiht; 12 Reihen mit 99 Gräbern wurden aufgedeckt. Einzelne davon waren ausgemauert, bei andern ruhten die stets mit dem Antlitz gegen Osten gewendeten Skelette in der bloßen Erde. An einem Ort stießen die Arbeiter auf festes Gemäuer. Fast überall lag über den Gräbern eine Art lockerer Pflasterung von Kieselsteinen, Tuffbrocken und Kalk, so daß Herr Dr. Edm. v. Fellenberg die Vermutung aufstieg, der Friedhof könnte ein gepflasterter Hof und die Mauerreste eine Kapelle gewesen sein.

In 20 Gräbern wurden Schmuckgegenstände aus Metall und farbigem Glas gefunden, so namentlich große breite Gurtschnallen aus Eisen, die mit Silber reich verziert waren, Broschen aus dünnem Goldblech mit Filigran-Ornamenten und bunten Glasstücken als Einlage, bronzene Ohrringe, Halsbänder und Ketten, Fingerringe, Gewandnadeln u. dgl., die nun im bernischen

Historischen Museum zusammengestellt sind. Die Schnallen stimmten vollkommen überein mit gleichen Funden, die zerstreut in der Gegend



von Bern, Wabern, Weissenbühl, Rosenbühl, Rubigen, im Eichbühl bei Thun, dann am Jura in Grenchen, Lüslingen, Dnsingen, Sohlères, Bassecourt, in Féigny (Kanton Freiburg) und Kaiser-Augst gemacht worden sind. Sie unterscheiden sich scharf von den römischen Fundstücken, und das auf einzelnen erscheinende christliche Sinnbild des Kreuzes, verbunden mit den eigentümlichen sonst im Norden vorkommenden Ornamenten, verweist sie in die frühchristliche Zeit, da die Alemannen und Burgundionen in der Schweiz sich niederließen. Dr. Edm. von Fellenberg hat diese merkwürdigen Funde in Heft 7 des 21. Bandes der Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft von Zürich beschrieben und abgebildet.

Von andern Zeugen der Vergangenheit in dieser Gegend nennen wir die Ruinen der 1333 von den Bernern zerstörten Burg Schönenfels auf einem Felsen am rechten Senseufer bei Langtwyl; die Brüder Ulrich und Wilhelm v. Schönenfels erscheinen in vielen Urkunden von 1224—1250. Heinrich und Jorand, Brüder, genannt von Schönenfels, verleihen den Klosterfrauen zu Kappelen im Forst den Reichzehnten von Abischen, 25. Januar 1282 in Bern. Weiter Helfenberg, deren mit Gestrüpp bedeckte Überbleibsel auf einem steilen Felsen am rechten Ufer der Sense zwischen Abligen und Niederreich liegen; endlich Helfenstein, das schon 1276 als ein verlassener Burgstall genannt wird und dessen Name in dem gleichnamigen Weiler noch fortlebt.

Über grüne Abhänge und durch dunkle Tannenwälder führt die schöne Poststraße von Schwarzenburg hinauf nach Guggisberg. Größer und größer erhebt sich vor uns der mächtige Rückgrat des Guggershorns mit seinem charakteristischen nach Westen zu vorspringenden Kegel. Eine letzte Wendung und wir schauen hinüber zu den auf einem eigentlichen Luginsland hingestreuten Häusern der weitverzweigten Gemeinde und des Pfarrdorfes

Guggisberg,

dessen Namen unschwer zu deuten ist. Unmittelbar vor den Felsenmauern der Stochornkette gelegen, die in alten Zeiten nicht dieselbe Anziehungskraft für die Bewohner des Flachlandes hatten, wie heute, gehört diese Gegend zu den spätest besiedelten. Die Mönche von Rüeggisberg haben mit ihren Hörigen hier die erste Kulturarbeit gethan, nachdem ihnen von König Heinrich IV., dem Biser von Canossa, die Wildnis von Guggisberg (Chucansperc) geschenkt worden war. Die Schenkungsurkunde vom 27. März 1076, welche sich im Berner Staatsarchiv befindet, ist zwar als unecht erkannt worden, aber in einer zweiten, 72 Jahre später von Papst Eugen III. ausgestellten echten Urkunde wird den Mönchen von Rüeggisberg dieser Besitz bestätigt, „wie er von König Heinrich berühmten Angedenkens ihrem Kloster geschenkt und von seinen Nachfolgern Lothar und Konrad bestätigt worden sei“. Somit ist an der Thatsache nicht zu zweifeln. Sie haben auch das erste Kirchlein am Fuße des Guggershorns gebaut und der Kirchensatz blieb dem Stift, bis dieses aufgehoben wurde (1485). Anfänglich gehörten dazu auch Plaffeyen, das anlässlich der Reformation abgelöst und selbständig wurde, sowie Rüscheegg. Da, wo im Mittelalter eine spärlich bewohnte Einöde sich ausdehnte, finden wir heute eine fleißige Bevölkerung von 2900 Seelen, die allerdings über einen weiten, mehr als 20 kleinere Ortschaften und Weiler in sich fassenden Bezirk zerstreut sind.

Politisch gehörte Guggisberg von den frühesten Zeiten an zur Herrschaft Grasburg, die eine Reichsvogtei war. Gemäß der von der Stadt Bern verfolgten Politik suchte diese schon frühe auch mit den hiesigen Landleuten Verbindungen anzuknüpfen. Am 2. August 1330

traten die Guggisberger in das Bürgerrecht der aufstrebenden Stadt. Der darüber aufgesetzte Brief, der im Staatsarchiv Bern liegt, mag als Probe damaliger Schreibweise hergesetzt werden. Er lautet:

„Wir . . . der amman und die lantlüte gemeinlich von Guggisberg, usser der obren gewalt von Underwassern, tun kunt allen dien, die disen brief nu oder hie nach sehent oder hörent lesen, daz wir uns hein gebunden mit unseren eiden zu der stat und zu dien burgern und zu der gemeind von Berne, von nu hie jemerme inen mit unser koste ze ratenne und ze helfenne wider menlichen, und ir recht, ir gewer und ir besitzunge ze schirmenne nach unser macht, ane var. Da behein wir nieman vor, want daz heilig Römisch rhyche, und loben och, disen eit alwegent ze nüwerenne von zehen jaren ze zehen jaren, bi dien selben unsoren eiden; doch geren wir nit, daz si uns da vür schirmen, wir geben der burg von Grasburg irn zins, und tun och gegen der burg von Grasburg von dez heiligen Römischen richez wegen, waz wir dur recht von alter tun sullen. Und ze einer warheit und gewerem urkund diß dingez so hein wir, wan wir eigenez ingesigelt nit enhein, erbetten die erwidigen lüte, apt Wolrichen dez goßhuses von Brienisberg, des ordens von Hytelz (Citeaug, Cisterzienser) im Kostenzer bystum, bruder Heinrichen, den prior des goßhuses von Rügkisberg, und den commendur und die brüdere dez goßhuses von Rüniz, in Losner bystum, daz si ir ingesigelu vür uns hant gehenket an disen brief. Der wart gegeben und gemacht an dem andern tag in Dugsten, do man zalt von Gottez geburt ihuseng drühundert und driffig jar.“

Dies hinderte indessen die Guggisberger nicht, in den Fehden zwischen Freiburg und Bern gelegentlich für ersteres Partei zu nehmen, wofür sich die Berner zweimal durch Verbrennung des Dorfes rächten (1341 und 1361). 1423 verkaufte dann das Haus Savoyen die Reichsvogtei Grasburg den Ständen Freiburg und Bern, die sie abwechselnd durch Landvögte verwalteten. Ganze Berner sind die Guggisberger erst in der Helvetik geworden.

Lange hat die Landschaft, deren Dialekt sich heute noch stark von demjenigen des bernischen Mittellandes unterscheidet, ihre Eigentümlichkeiten in Tracht, Sitten und Gebräuchen be-

wahrt. E. F. v. Müllinen (Heimatkunde) bemerkt richtig, daß die bekannte Guggisberger Frauentracht, die jetzt freilich vollständig verschwunden ist, mit den auffallend kurzen Röcken am meisten derjenigen in Sachsen-Altenburg und in der Lausitz gleiche. Berühmt ist auch das klassische Lied vom „Breneli ab em Guggisberg“, dessen liebliche Melodie wohl so alt ist, wie die einfachen rührenden Worte.

Wie Schwarzenburg, so hat auch Guggisberg seinen Markt eigentümlicher Art, der, wie J. J. Jenzer in seiner Heimatkunde es schildert, bei gutem Wetter zu einem wahren Volksfeste sich gestaltet. „Es ist der „Schaffscheid“ zu Rhyffenmatt,“ der jeweilen auf den ersten Donnerstag im September fällt. An diesem Tage kommen die sämtlichen Schaffherden, die den Sommer über auf den zum Amte gehörigen, dem Rindvieh unzugänglichen Bergen zubrachten, hier zusammen. Ihre Zahl beläuft sich auf 5–6000. Da finden sich denn ihre Eigentümer ein, um sie wieder an die Hand zu nehmen, zu „scheiden“. Mit ihnen kommen von nah und fern Händler und Metzger, und der „Scheid“ gestaltet sich zu einem großartigen Markt. An Krambuden, improvisierten Wirtschaften und Zelten ist kein Mangel, und gar mancher bringt zu seinen Schafen auch etwa „einen Fahnen“ heim.“

Ein Anziehungspunkt anderer Art für die Bewohner der tiefern Gegenden ist das Guggershorn, das weithin in den Kantonen Bern und Freiburg sichtbare Wahrzeichen der Gegend. Die Aussicht von dem wenig unter 4000 Fuß (1297 Meter) hohen Gipfel, dessen kahle Nagelfluhpyramide auf einer hölzernen Treppe erklimmen werden muß, ist nach den Hochalpen hin durch die Stockhornkette beschränkt, dafür um so großartiger in das hügelige Vorland der Alpen mit seinen zahllosen Dörfern und reicht ungehindert bis zum Murten- und Neuenburgersee und an die blauen Wände des Jura.

Anderer beliebte aussichtsreiche Höhen sind die Pfeife (1657 Meter), der höchste Punkt der Egg, über welche hinüber der Saumweg in die fleiß stark besuchten Sommerkurorte des Ottenleue- und des Schwefelberghades hinüberführt. Das letztere, am Fuße des Ochsen gelegen, genießt sowohl wegen seiner eisenhaltigen Schwefelquelle, als wegen seiner zweckmäßigen



Einrichtungen und freundlichen Umgebungen einen bedeutenden Ruf.

Von Rysfenmatt führt uns die Bergstraße östlich in die frühere Helferei und jetzige Kirchgemeinde

Rüschegg,

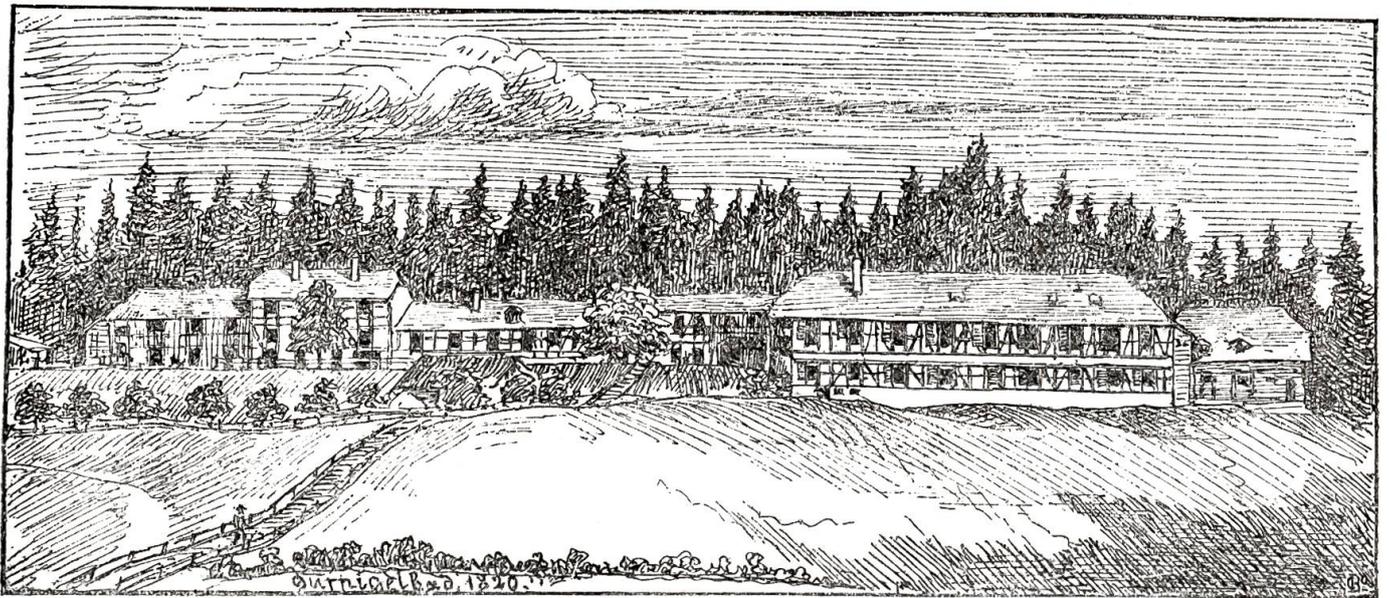
deren Namen im Unterlande einen weniger guten Klang hat, indem er uns unwillkürlich an die im Bernbiet nomadierenden Korber erinnert, die meistens von hierher stammen. Wie ist dieses Nomadentum aufgekomen? Wohl nicht mit Unrecht führt man es auf die im 16. und 17. Jahrhundert im Bernbiet mit großer Strenge durchgeführten Bettlerjagden zurück, welche die besitzlosen Vagabunden in die unwirtlichsten Gegenden trieben. Auf diese Weise mag Rüschegg bevölkert worden sein. Der Boden der Gemeinde ist undankbar und bringt eine sehr geringe Ernte. Die 800 Bewohner, die sich über einen Flächenraum von 113 Hektaren verbreiten, müssen daher ihren Unterhalt von auswärts beziehen. Sie arbeiten während des Winters in ihren Hütten;

im Frühling begeben sie sich auf die Reise und durchstreifen die Schweiz vom Genfersee bis zum Rhein und zum Bodensee. Die Korbmacher von Rüschegg lösten im Jahre 1888 492 Hausierpatente, im Jahre 1890 sogar 595, so daß also eher noch eine Zunahme zu konstatieren ist. Das Fuhrwerk des Korbers besteht aus einem zweirädrigen Karren, der von Mann, Frau und Kindern gezogen und gestossen wird. Die Familie schlägt ihr Lager an den Waldrändern auf; bei übelm Wetter wird in Scheunen und Stallungen Quartier gesucht. Leider ist dieses Vagabundieren oft die Schule für Schlimmeres, für den Diebstahl, und die Kindererziehung liegt arg danieder. Die Staatshaushaltskommission des Kantons Bern hat sich oft mit der Frage beschäftigt, wie dem Übel abzuhelpen sei. Man hoffte dies am ersten durch Heranbildung einer neuen bessern Generation zu erreichen. Es wurde deshalb gegen die Vernachlässigung der Erziehung eingeschritten und gegen hundert Kinder bei ordentlichen Leuten untergebracht; aber kaum waren sie konfirmiert, so verschwanden sie, um wieder bei den Ihrigen aufzutauken und das alte Vagantenleben zu beginnen. So ist die Frage heute noch ungelöst und selbst für einen findigen Geist ein schwieriges Problem.

Wie immer im Leben, so liegen auch hier oben die Gegensätze nahe bei einander. Zwei Stunden von da, bereits im Amtsbezirk Seftigen, aber durch einige Bergschluchten und Gräben getrennt, steht auf breiter, grüner, aussichtsreicher Bergterrasse, von prachtvollen, wohlgepflegten Hochwäldern umgeben, das weltberühmte

Gurnigelbad,

das Sommer für Sommer über 1000 ausländische und schweizerische Gäste herbergt, deren es bei 600 zu gleicher Zeit unterbringen kann. Noch im Anfang dieses Jahrhunderts aus wenigen einfach eingerichteten Wirtschaftsgebäuden bestehend, ist es heute zu einem feinen Kurorte geworden, der die verwöhntesten Bewohner der europäischen Hauptstädte befriedigt. Seinen Ruf verdankt es teils seiner gipshaltigen Schwefelquelle, teils den prächtigen Spaziergängen, zu denen die unvergleichliche Lage Gelegenheit bietet. Die Quelle ist urkundlich 1561 zuerst erwähnt; 1591 wurde das erste Badgebäude errichtet. Es gehörte zuerst bis in den Anfang des 18. Jahr-



hundreds den v. Wattenwyl, kam dann durch Erbschaft an die Thormann und v. Graffenried, von den letztern durch Kauf an die Zehender, welche es von 1770 bis 1839 besaßen. Von da machte es noch zwei Besitzerwechsel durch, bis es 1861 Herr Jakob Hauser von Wädensweil erwarb, dem es nächst dem durch die Eisenbahnen erleichterten Verkehr seinen dormaligen Aufschwung verdankt. Nach dem vor wenigen Jahren erfolgten Hinscheid Hausers ging es in den Besitz einer Aktiengesellschaft über, die es in gleicher Weise weiter führt. Herrn Hausers großes organisatorisches Talent und menschenfreundliche Gesinnung machte ihn zum Wohltäter der Umgebung, so daß er überall beliebt war und wiederholt in den Großen Rat und zuletzt auch in den Nationalrat abgeordnet wurde, und sein Todestag war ein Tag der Trauer für weite Kreise.

Über das Leben im Gurnigelbad, wie es vor 75 Jahren war, lesen wir in einem Zürcher Neujahrsblatt von 1820 folgende hübsche Schilderung:

„Raum bei dem Bade angelangt, sieht der Wanderer sich auf einer großen, breiten, durch Kunst aufgeführten Terrasse, von einer Menge Menschen umgeben, von denen diejenigen, welchen der neue Gast nicht ganz unbekannt ist, denselben gewöhnlich mit ausgezeichnete Herzlichkeit zu bewillkommen pflegen; denn hier schon in dieser kleinen Entfernung von der größern Welt verschwindet beynahe aller Unterschied der

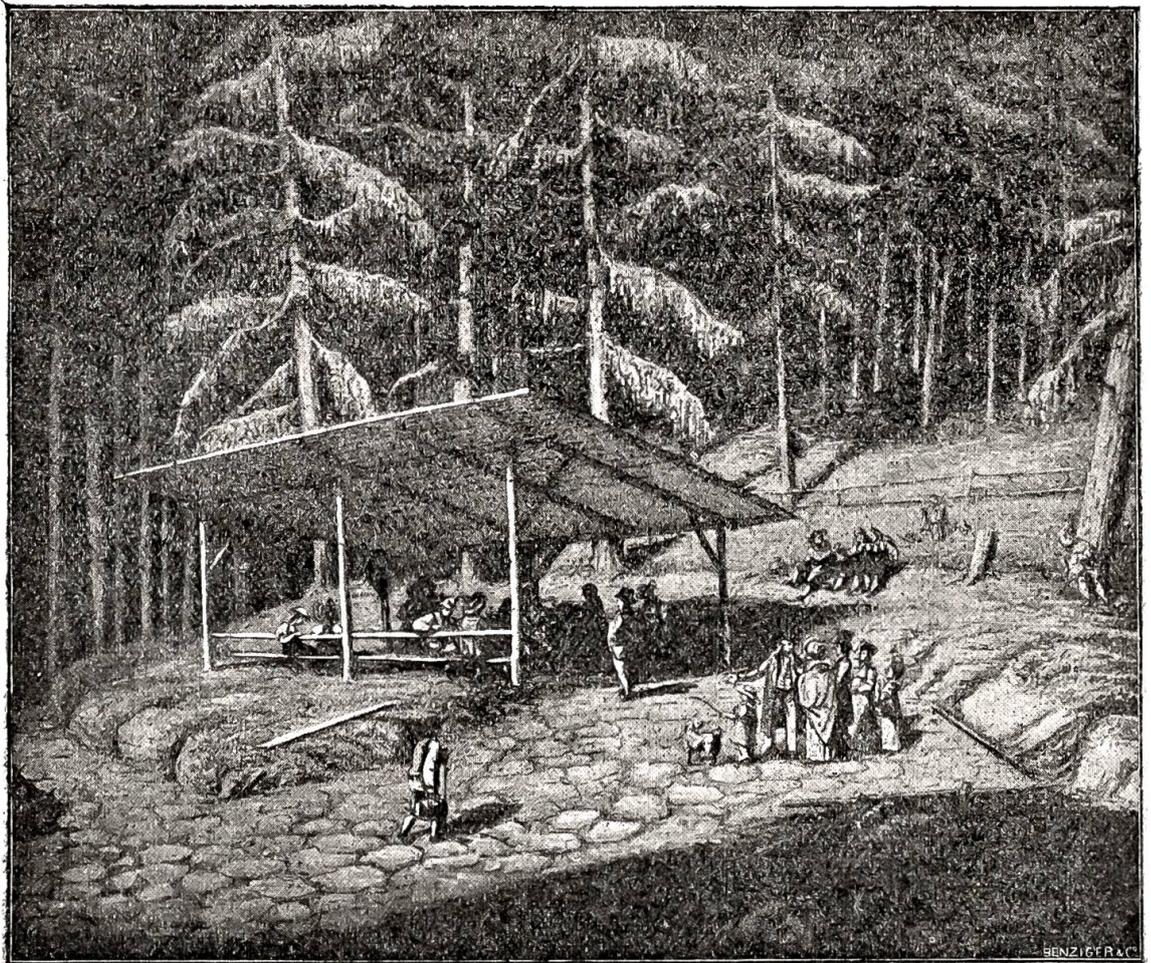
Stände, der Mensch nähert sich da freundschaftlich dem Menschen, und nur einzig Ähnlichkeit in dem Grade der Geistesbildung, zu der sich jeder emporgeschwungen hat, bewirkt oft ein engeres Zusammenhalten und Aneinanderschließen von einigen unter ihnen. Aber auch dieser freut sich jetzt nicht wenig des so unerwartet freundlichen Empfanges und ist dabei herzlich froh, nach langem mühsamem Steigen nun wieder einmahl auf ebenem Boden zu stehen und einhergehen zu können. Bald hat er auch in dem lebhaften Gewühle, in dem er sich jetzt befindet, und der frischen gesunden Bergluft, die er einathmet, alle Müdigkeit vergessen. Hier sieht er neben sich einen Theil der Badegäste mit Kegelschieben, dort einen andern mit Armbrust- oder Stuzerschießen nach der Scheibe sich belustigen, von dorthier vernimmt er die einladenden anmuthigen Töne einer zum Tanz begeisterten, oder wirklich Tanzende begleitenden Musik, welches überhaupt hier eine fast tägliche, und zum bessern Gedeihen der Cur für viele Gäste eine beynahe unentbehrliche Abendbelustigung ausmacht, daher sich auch während des Sommers gewöhnlich einige Musikanten hier aufhalten. Und trifft man es erst, an einem Sonntage hier zu sehn, so sieht man alle diese Belustigungen sich noch verdoppeln und selbst verdreifachen, da bey günstiger, ja wohl auch minder günstiger Witterung ganze Schaaren von jungen muntern Leuten beyderley Geschlechts, nach Landesmanier schön gepuzt, aus dem be-

nachbarten Gug-
gisberg und
Schwarzenburg
hieher wallfahr-
ten, um sich einen
fröhlichen Lebens-
tag zu verschaffen,
daher auch diese
Sonntagsbelusti-
gung gewöhnlich
des Abends vor-
her durch das Ab-
feuern von 6 eiser-
nen Böllern auf
der Terrasse, deren
Knallen in einem
Umkreis von meh-
reren Stunden
vernommen wird,
der ganzen Ge-
gend umher pflegt
angekündigt zu
werden."

Vom damali-
gen Badgebäude
heißt es:

"Hinter der
Terrasse befindet
sich nun das 220
Fuß lange Haupt-
gebäude, eigentlich aus vier zum Theil sehr alten
(der erste Stock datirt sich von 1591), theils aber
auch seither sowohl ganz neuerrichteten, oder
doch wesentlich verbesserten einzelnen Gebäuden
allmählig zusammengesetzt und mit einander in
Verbindung gebracht. Im Erdgeschoße desselben
befinden sich die Bäder, welche allerdings einer
ändern und den heutigen Bedürfnissen und For-
derungen entsprechender Einrichtung bedürfen
und dieselbe auch erhalten sollen."

Was würde der Schreiber dieser Zeilen wohl
sagen, wenn er heute wiederkehrte und die groß-
artigen Umgestaltungen sähe, welche der zu
einem internationalen Städtchen gewordene
Kurort in diesem Jahrhundert erfahren hat!
Daß trotzdem der Gurnigel immer noch für ein-
heimische Touristen ein angenehmer Rastort ge-
blieben ist und die Bauersame wie von alter-
her so auch heute noch gern einmal auf den
Sonntag da hinauf wallfahrtet, ist ein Vorzug,



Das Schwarzbüchel im Jahre 1821.

den er mit nur wenigen vornehmen Kurorten
teilt.

Den „untern Gurnigel“ zu besuchen, ohne
den „obern Gurnigel“ mit seiner wunder-
vollen Fernsicht zu genießen, wäre ein unver-
zeihliches Versäumnis. In einer Stunde sind
wir auf dem 1545 Meter hohen Gipfel ange-
langt. Wie thut sich da zu unsern Füßen die
Welt auf! Das fruchtbare Aarethal, durch das
wie ein silbernes Band aus dem Thunersee die
Aare hindurchgleitet, die dichtgesäteten Ort-
schaften, vor allem das schöne Thun mit seinem
malerischen Schloß und die anschließenden Partien
des Thunersees, dahinter die Wände des Sigris-
wylgrats und seiner Genossen bis weit in die
Centralschweiz hinein. Dazu zur Seite in greif-
barer Nähe die tiefgefurchten steilen Felswände
und kühn geformten Ruppen der Stodhornkette,
des Bürglen, des Ganterisch, Neunenen und des
Stodhorns. Es ist ein großartiges Landschafts-



bild, das feinesgleichen sucht, und auch wer keinen „Bresten“ mitbringt, um dessen willen er zum „Stodbrännli“ oder „Schwarzbrännli“*) gepflaert ist, findet da oben seine Rechnung.

Wir steigen wieder über das Bad herunter ins Thal des Mühlebaches, wenden uns aber bei Rätti westlich und folgen dem Wasserlauf, der um den Berggrücken der Siebelegg herumführt. Jenseits derselben liegt an der Sonnseite einer weiten Thalmulde das Pfarrdorf

Ruggisberg.

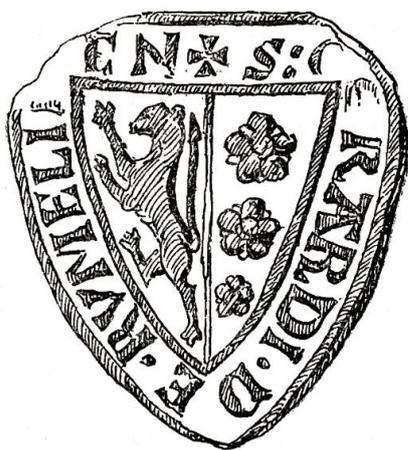
Der Ort hat seinen Ursprung dem Kloster zu verdanken, dessen wenige Überreste einige Hundert Schritte unterhalb des Dorfes auf der Kante des Bergabhangs sich erheben. Wo einst die Mönche walteten, steht jetzt das Pfarrhaus, die Landjägerwohnung und einige Otonomiegebäude; nur die Umfassungsmauern erinnern noch einigermaßen an die ehemalige Bestimmung des Platzes. Die einstige Klosterkirche ist bis auf einen kleinen Rest niedgerissen. Diefes ist ein schmaler, hoher, länglich viereckiger Bau, der durch ein

Bogenfries unter dem Dache abgeschlossen ist und auf der Nordseite eine vermauerte Bogen- thüre zeigt; durch die anschließenden Mauern verrät er sich als das Stück eines Querschiffs der Kirche. Letztere muß in kreuzförmigem Grundriß und mehrschiffig angelegt gewesen sein und einst in imponierender Größe ins Alpen- gelände hinausgeschaut haben.

Der Ursprung des Klosters verliert sich ins dunkle Mittelalter. Die erste Nachricht giebt jene Schenkungsurkunde König Heinrichs IV., ausgestellt 1076 in Worms, die wir schon oben unter „Guggisberg“ erwähnt haben. In derselben wird die Gründung des Gotteshauses folgendermaßen erzählt:

Ein Liuthold von der Burg Rumelinge habe mit Zustimmung seines Bruders Reginfried und dessen Söhnen Ulrich, Liutbrand, Notger, Burkhard und Rudolf, mit Vollmacht Herzog Rudolfs und mit Handen Herzog Berchtolds, des Sohnes desselben, an einem öffentlichen Gerichtstage Gott und seinen heiligen Aposteln Peter und Paul und dem Abt Hugo von Clugny zur Stiftung eines Klosters dieses Ordens die Kirche von Roggersberg und die eigenen Güter daselbst geschenkt zu seinem, seiner Gattin Guttha, seines Bruders Reginfried und dessen Söhnen Seelen-

*) Unser Bild zeigt das Schwarzbrännli nach einer Abbildung vom Jahre 1821. Im Hintergrund eine Gruppe Guggisbergerinnen.



Siegel Gerhards v. Mümligen.

heil. Nach einer Handschrift des 11. Jahrhunderts war es der heilige Ulrich von Zell, welcher die Niederlassung der Mönche leitete. Der Bau ging langsam voran. Der Winter überraschte sie bei der Arbeit, so daß sich die ehrwürdigen Väter in eine Höhle zurückziehen



Siegel Rudolfs v. Mümligen. 1277.

mußten, welche bald das Wallfahrtsziel der Umgebung wurde; höchst wahrscheinlich die heute noch „Pfaffenloch“ genannte Felspalte unweit Mümligen. Der heilige Ulrich erschütterte durch die Gewalt seiner Predigt die Gemüter. Im Frühling leistete die Volksmenge willig Hilfe, nachdem sie anfänglich, durch den Neid der benachbarten Priester aufgestiftet, sich ferngehalten hatte.

Hiernach fällt die Gründung des Klosters in die Mitte des 11. Jahrhunderts, um 1050. St. Johannsen, St. Petersinsel, Herzogenbuchsee, Trub, Frienisberg und Interlaken folgen von 1090—1133; Rüeggisberg ist somit nächst

1897.

Röviz das älteste Kloster im Bernerland. Im Jahre 1124 wurde es durch Heinrich V. in den Schutz des Reiches aufgenommen, welcher den Herzogen von Zähringen übertragen wurde. Nach dem Tode Berchtolds V. von Zähringen kam die Schirmvogtei an Bern und blieb der Stadt, nachdem sie Graf Hartmann v. Kyburg vorübergehend an sich gerissen hatte. Kastvögte des Klosters und Verwalter seiner Gerichtsbarkeit waren zuerst als Nachkommen des StifTERS die v. Mümligen, welche jedoch hin und wieder wegen den ihnen gebührenden Einkünften und Kompetenzen mit dem Prior in Streit gerieten. 1326 wurde die Kastvogtei verkauft und ging durch verschiedene Hände, bis sie an den bekannten Berner Schultheißen Peter von Krauchthal kam. Das Kloster muß damals in arger Geldverlegenheit gewesen sein, da es ihm wiederholt gegen bedeutende Darlehen Güter verpfändete. Nach dem Tode Peters wollte sein Sohn die verpfändeten Güter in Besitz nehmen, wogegen der neue Prior Peter v. Bussy geltend machte, sein Vorfahr sei nicht berechtigt gewesen, Güter zu verpfänden. Schließlich wurden durch Schiedspruch die streitigen Güter zwischen den Parteien geteilt; jedoch sollte nach 15 Jahren alles wieder ans Kloster zurückfallen. Der Prior rächte sich für den Mißerfolg damit, daß er eine falsche Urkunde fabrizierte, laut welcher Peter v. Krauchthal die Kastvogtei nur zu Lehen empfangen hätte. Darob entbrannte neuer Streit, dessen Ausgang nicht bekannt ist. Im Jahre 1402 hat einer der in der Urkunde als Zeugen genannten Mönche diese selbst für eine Fälschung erklärt. 1424 vermachte Petermann v. Krauchthal die Kastvogtei Rüeggisberg seinem Tochtermann Hans v. Erlach, bei dessen Nachkommen die betreffenden Rechte blieben, bis Wolfgang v. Erlach sie 1565 um 1036 \mathfrak{S} an die Stadt Bern verkaufte.

Das Kloster hatte Besitzungen zu Ober- und Niederhünigen, Oberwyl bei Wichtrach, Iffwyl, Hettiswyl, Nied bei Kyhigen, Trimstein, Ursellen, Ronolfingen, Göttschigen, Neuenstadt, Bonstorf, Riggisberg, Schwarzenburg, Schönenbuch, Kaufdorf, auf dem Längenberg, Rühlewyl u. s. w. Die Grenzen seines Herrschaftsbezirks waren laut Urbar folgende: Von der Einmündung des Bütschelbachs in das Schwarzwasser gingen sie bis zum Nied, folgten von

da dem Mättenbach, liefen hinter der Bütschellegg über Kolisbrunnen und Oberfeld zum Gätzi-
brunnen, von da nach Gutenbrünnen und dem
Rand der Felswand nach gegen Hermistwyl und
Hasli, senkten sich ins Thal der Grüni und
liefen dem Bache nach über Helgisried und in
der Höhe bei Wyler und Schwalmereu vor bis
zum Schwarzwasser. Zum Klosterbesitz gehörten
die jetzigen Gemeinden Guggisberg und Rüschegg
(vgl. oben), ferner Rötthenbach und Würz-
brunnen, wo eine von Rüeggisberg abhängige
Propstei war. Letztere wurde aber oft ver-
nachlässigt. 1428 klagen die Gotteshausleute
von Rötthenbach, daß seit 3 Jahren kein Priester
dieselbst gewesen, und bestreiten deshalb ihre
Leistungen. Das dortige Klostergebäude mit
Kapelle wurde 1558 verkauft. Auch die nach-
barliche Dorfkirche von Rüeggisberg scheint sich
nicht besonderer Fürsorge erfreut zu haben, da
es ihr laut Visitationsbericht von 1453 an
vielen Nötigen fehlte. Damals gehörten 50 Feuer-
stellen zur Kirche. In Fultigen war eine
Kaplanei, die bei der Refor-
mation aufgehoben wurde.

Das Land der Herrschaft
Rüeggisberg war Gotteshaus-
gut, das die Unterthanen des
Klosters als Erblehen empfangen
hatten. Der Zins wurde meist
in Natura entrichtet: Korn,
Futterhaber, Hühner, Eier und
eine kleine Geldabgabe, end-
lich Fronarbeiten (Tagwen).
Wald und Weide war Eigen-
tum des Klosters. Ohne seine Einwilligung durfte
nicht gereutet und kein Holz verkauft werden.

Trotz dieser offenbar sehr bedeutenden Ein-
künfte kam das Kloster durch Verschwendung
im 15. Jahrhundert in mißliche Finanzverhält-
nisse. Im gleichen Fall waren noch andere
Gotteshäuser im Bernbiet. Deshalb hob Papst
Innocenz VIII. im Jahre 1484 auf Betreiben
des bernischen Agenten und Propstes Armbruster,
der selbst nach Rom ging, die Klöster Amsol-
dingen, Interlaken, Münchentwiler, St. Peters-
insel, Rüeggisberg, Därstetten und das Deutsch-
ordenshaus in Bern auf und richtete statt dessen
ein Chorherrenstift mit Propst und 24 Chor-
herren am Münster in Bern ein, welchem die
Güter obiger Klöster zugewiesen wurden. Der

Papst erhielt für diese Bulle, mit der sich Bern
einen ansehnlichen Zuwachs an Grundbesitz ver-
schaffte, ein Geldgeschenk von 3000 Gulden.
Damit war die Geschichte des Klosters zu Ende.
Die Klostergebäude selbst verschwanden allmählich.
Sie mögen auch der Finanzlage entsprechend
baufällig gewesen sein. Ein Teil wurde Stifts-
schaffnerwohnung, 1541 wurde das Pfarrhaus
von Rüeggisberg dorthin verlegt. Nach Auf-
hebung der Zehnten und Bodenzinse zog eine
Mädchenanstalt in die Schaffnerwohnung ein,
bis der Brand von 1875 sie zum Auszug nötigte.
Seither ging die Domäne in Privathände über.

Trotz allen diesen Veränderungen verrät der
Platz heute noch seine klösterliche Anlage; noch



an der Klosterpfurze
zu Rüeggisberg.

steht an der Ecke der Gartenmauer der Rest eines
runden Turms, weiter unten das Thor und
vor demselben eine uralte Linde, welche 60 Centi-
meter vom Boden einen Umfang von 10 Meter
aufweist. Der eine der beiden gewaltigen Stämme,
die manches Jahrhundert gesehen haben, ist der
Sturmnacht vom 20. Februar 1879 zum Opfer
gefallen.

Die Dorfkirche ist ein sehr nüchterner Bau.
Bemerkenswert ist der hübsche Taufstein mit
den zierlichen Engelköpfen und dem Jenner-
Wappen, welches durch folgende Inschrift er-
klärt ist: „Herr Abraham Jenner, der Zeit
Stiftschaffner, verehrte diesen Taufstein 1688“.
Dasselbe Wappen befindet sich in Holz geschnitten
an einem Herrenstuhl, darüber das Wappen des

Stifts und das Datum 1687. An der Brüstung des Lettners sieht man auf Holz gemalt die Wappen des Stifts (Palmzweig), der Geschlechter v. Werdt und Wurtemberg und der Gemeinde Rüeggisberg. Letzteres zeigt im roten Feld zwei Tannen auf grünen Bergen, dazwischen einen goldenen Stern. Eine Glocke trägt die Jahrzahl 1516 und abgeschmolzene Bieraten, woraus zu schließen ist, daß sie den Brand der Kirche von 1532 mitgemacht hat.

Die Gemeinde, den Rüeggisbergviertel, den Fultigenviertel, den Bütschelviertel und den Grabenviertel umfassend, zählt 2910 Seelen und weist gegen früher eher einen Rückgang auf, was mit den schwierigen Lebensbedingungen zusammenhängen mag. (Fortsetzung folgt.)

In gleicher Lage.

Er: „Geliebte Alice, gib mir einen Kuß, nur einen einzigen.“

Sie: „Ich trau' mich nicht, ich habe noch nie einen Mann geküßt.“

Er: „Ich auch nicht, das beteuere ich Dir.“

Wurft wider Wurft.

Ein Bedienter hatte beim Servieren das Unglück, einen Herrn heftig zu stoßen. „Ochse!“ fuhr der Aufgebrachte ihn an. Der Diener entgegnete gefaßt: „Entschuldigen Sie, es kann ja wohl einmal passieren, daß einer den andern stößt.“

Heim gegeben (Bleibt nichts schuldig)

Ein französischer Erzbischof war einmal mit dem Oberrabbiner von Paris bei König Ludwig XIV. (1643—1715) zum Diner eingeladen. Bei der Tafel wurde unter anderm Schweinebraten gereicht. Da fragte der katholische Prälat den jüdischen Würdenträger mit Lächeln: „Wann werden Sie Schweinebraten essen, Monsieur?“ Die schnelle Antwort lautete: „Bei Ihrer Hochzeit, Monsieur!“

Appell an die Phantasie.

Photograph: Ein freundlicheres Gesicht, Herr Meier — noch freundlicher . . . Denken Sie einmal, Sie seien in Konkurs geraten.

Der Gletscherabbruch an der Altek im Berner Oberland.

Am 11. September 1895, um 5 Uhr morgens, ereignete sich im Berner Oberland, am vielbegangenen Wege, der von Randersteg über die Gemmi ins Rhonethal führt, eine gewaltige Katastrophe: Ein Teil eines großen Schneefeldes stürzte von der Altek ab und begrub eine fruchtbare Alp, die sogenannte Spitalmatte, samt ihren Insassen. Die auf so traurige Weise verwüstete Spitalmatte ist eine Art von Thalkessel von 1900 Meter über Meer; im Osten begrenzt von der riesigen Altek, rings von hohen Gebirgsstöcken umgeben. — Die Spitalmatte war als eine der besten Sommerweiden bekannt und wurde von Walliser Sennen bewirtschaftet. — Die alljährliche Abrechnung war auf den 12. September festgesetzt; 2 Abgeordnete aus dem Bad Leuf befanden sich schon seit einigen Tagen auf der Alp, um die nötigen Vorbereitungen zu treffen; ihr Unstern wollte, daß sie die Nacht vom 11. September, anstatt im Schwarzbach-Wirtshaus, in einer Sennhütte verbrachten; auf diese Weise wurden sie mitbegraben, während Waldarbeiter, welche die vorhergehenden Nächte in der Sennhütte geschlafen hatten, aus irgend einer geringfügigen Ursache während der Schreckensnacht sich im Schwarzbach befanden und deshalb verschont blieben.

Es ist das nicht das erste Mal, daß das Öschinenthal und das Randersthal von solchen Katastrophen heimgesucht worden ist. Der größte dieser Bergstürze ereignete sich in vorhistorischer Zeit bei Randersteg selbst, wo die östliche Fortsetzung des Fiskstocks auf der heute noch sichtbaren Schichtfläche herabfuhr. Damals waren es Felsmassen, die abstürzten, diesmal waren es Eismassen.

Einen unsäglich traurigen Anblick bietet die verschüttete Spitalmatte; eine Wüstenei, nichts als Trümmer, ein Gemenge von Eis, Schnee und mitgerissenem Schutt; die Überreste von Tieren und Pflanzen, welche im Schutt gefunden wurden, waren förmlich zermahlen; die Legföhren z. B. wurden in kleine Stücke zerrissen und unter den Schutt gemengt. Von den Rindern fand man nur kleine Teile inmitten des Schuttes, ein Stück Magen, andere Teile von Eingeweiden, einen Huf mit Fußansatz, einen Teil einer Schnauze,